

Neo C.

Tierbefreiung braucht Antikapitalismus

Ein Plädoyer für Radikalität in der Tierfrage



Säulen der Transformation

Es gibt viele Überlegungen darüber, wie ›wir‹ ›uns‹ aus der Lage, in die ›wir‹ ›uns‹ gebracht haben, befreien können und was danach Besseres kommen kann. Die Hervorhebung der Personalpronomen deutet schon an, wie kompliziert die Situation ist. Menschen tragen individuell unterschiedlich viel Verantwortung für die Katastrophen der Gegenwart und Zukunft. Auch die Auswirkungen, die längst da sind und in absehbarer Zeit weiter über ›uns‹ hereinbrechen werden, treffen längst nicht alle Menschen gleichermaßen. Etwas tendenziös gesagt, sind es die reichen und mächtigen Menschen, die überproportional stark zum Beispiel zur Klimakatastrophe beisteuern, gleichzeitig aufgrund ihrer gesellschaftlichen Position aber am ehesten ihren Folgen ausweichen können. Diese Tendenz ist skalierbar auf Regionen, Länder und Kontinente und deren Verhältnisse zueinander.

Die sogenannte zivilisierte Welt zwingt ihre Subjekte wie Institutionen in die Determinanten des Kapitalismus, weist ihnen dabei aber verschiedene und in letzter Konsequenz antagonistische Positionen zu. Es gibt keinen Reichtum ohne Armut, es gibt keine Regierung ohne Regierte und es gibt keinen Mehrwert ohne Lohnarbeit. Betroffen vom Kapitalismus sind alle unter kapitalistischen Bedingungen lebenden Lebewesen, aber die Realität der Subjekte unterscheidet sich erheblich. Es gibt deshalb auch kein ›Wir‹, das ›unseren‹ Planeten

ruiniert, sondern ein System, dessen Triebfeder die Verwertung von Wert ist und das einige Menschen davon profitieren lässt, während andere darunter leiden – in Abstufungen natürlich. So viel erst einmal zu der Idee, die Menschheit als Kollektiv sei in der Verantwortung, etwas zu verändern. Es gibt so wenig ein Menschheitskollektiv auf der Erde wie es das Volk einer Nation gibt. Was es aber gibt und was sehr real ist, sind Konkurrenz und divergierende Interessen. Beides ist in die DNA des Kapitalismus eingeschrieben und sorgt dafür, dass die Welt sich in einem entsetzlichen Zustand befindet. An dieser Stelle ließe sich eine umfassende Liste des Elends aufstellen, die diese Streitschrift um einige Seiten verlängern würde. Stichworte und Schlaglichter sollen aber ausreichen, um die Richtung zu skizzieren: Kriege, patriarchale Gewalt, Tieraussbeutung, Extraktivismus, Klimakrise, Faschismus, Hunger, Überwachung, Entfremdung u.v.m.

Ich bin, seitdem ich mich offen zum Anarchismus bekenne, sehr häufig schon gefragt worden, wie ich mir eine herrschaftsfreie Welt denn vorstellen würde und ob ich nicht Angst hätte, dass alles in Chaos und Gewalt versinke. Meine Antwort darauf war stets: »Der Zustand, den du befürchtest, beschreibt unsere Gegenwart doch eigentlich sehr gut. Sieh dich doch mal um in der Welt: Das, was du fürchtest, ist für viele Menschen längst Realität. Und zwar nicht wegen der Abwesenheit von Herrschaft, sondern aufgrund ihres Vorhandenseins.«

Ich bin mittlerweile an dem Punkt, mir einzugestehen, dass die Dystopie der Zustand ist, der die Welt beschreibt. Wenn ich eine Welt skizziere, wie ich sie mir wünsche, d.h. auf der Basis von Kooperation, Solidarität

und Subsistenz und diesen grobschlächtigen Entwurf dann konfrontiere mit dem objektiven Zustand des Planeten, dann kann ich zu keinem anderen Schluss mehr kommen. Natürlich gilt: »schlimmer geht immer« – aber das, was ist, ist wahrlich schlimm genug. Dieser Schritt, d.h. die Akzeptanz einer Dystopie, die nicht im Kommen begriffen, sondern schon da ist, stelle ich an den Anfang aller Transformationsüberlegungen.

Angeichts einer solch düsteren, in meinen Augen aber realistischen Diagnose stellt sich natürlich die Frage, was zu tun bleibt, wie und ob das eigene politische Handeln sich überhaupt irgendwie in den Dienst der Transformation stellen lässt. Ich möchte im Folgenden einige Säulen benennen, von deren Realisierung bzw. Praktizierung ich mir am ehesten erhoffe, dass sie einen Beitrag zur Transformation in eine für alle Lebewesen lebenswertere Welt leisten können. Wer auf den kommenden Seiten einen konkreten Gesellschaftsentwurf erwartet, den*die muss ich mit dem Hinweis auf das eben beschriebene Problem enttäuschen, dass sich eine Utopie nicht konkret entwerfen lässt, sondern sie im Kollektiv durch progressives Denken und Handeln praktisch entstehen muss.

Erste Säule: Direkte Aktion

In einer Welt des Elends muss bei allen, die sich dieses Umstandes bewusst sind, der empathische Imperativ gelten: Verhindere Leid, wo du kannst, und gehe dafür dorthin, wo es entsteht. Natürlich träumen wir von einer Gesellschaft, in der die strukturellen Ursachen für das Elend und dessen Reproduktion aufgehoben sind, aber

die Anerkennung der Realität als Dystopie beinhaltet, nicht auf ein besseres Morgen zu warten, sondern im Hier und Jetzt Schadensbegrenzung zu betreiben. Für diejenigen Individuen, die von direkten Aktionen profitieren, ist es irrelevant, wie die Welt morgen aussieht. Für sie kann eine direkte Aktion bedeuten, dem Elend der heutigen Welt zu entkommen. Die Perspektive, von der aus die Rettung einzelner Leben in einem System, das Tode im Akkord produziert, nur die Bekämpfung von Symptomen darstellt, muss zurückgewiesen werden. Jedes gerettete oder verbesserte Leben ist auch dann wertvoll, wenn das Große und Ganze davon unberührt bleibt. Für die Tierbewegung bedeutet das, so viele Tiere wie möglich aus ihren Höllen zu holen. Vorher gilt es sicherzustellen, dass sie einen geeigneten Betreuungsplatz bekommen. Unterstützt zu diesem Zweck Lebenshöfe monetär oder durch eure Arbeitskraft. Seid solidarisch mit Menschen, die Leben retten wollen, erwischt werden und Repressionen erfahren. Seid solidarisch mit Menschen, die lebensverachtende und lebensvernichtende Infrastruktur zerstören. Direkte Aktion heißt, darauf zu verzichten, sich durch irgendwen oder irgendwas legitimieren zu lassen und stattdessen auf sich und sein Gewissen zu hören. Direkte Aktion ist die Übersetzung der emotionalen Empörung in Handlung. Neben der existenziellen Bedeutung direkter Aktionen für diejenigen Individuen, die durch sie gerettet, befreit und geschützt werden, sind sie eine notwendige Quelle der Selbstwirksamkeit. In direkten Aktionen macht das Individuum den Unterschied, hier fallen Aktion und Resultat zusammen und wir erleben die Kausalität des Handelns. In der direkten Aktion verläuft sich das, was

getan wird, nicht ins Unbestimmte der Zeit. Es müssen keine Spekulationen darüber angestellt werden, wie wirkungsvoll und zielführend eine Methode war, weil das Ergebnis in Form einer unmittelbaren Verbesserung vor Augen steht. Es lässt sich Kraft schöpfen aus direkten Aktionen, weil das Handeln in ihnen ohne Umwege das adressiert, was zu schaffen macht. Direkte Aktion ist gelebte Negation. Direkte Aktionen sind der Mittelfinger unter den Strategien und gleichzeitig so viel mehr für alle, in deren Namen sie geschehen. Und außerdem – aber das ist wahrlich nicht notwendig, um direkte Aktionen als Teil der Transformation zu begreifen, denn das sind sie schon ›an sich‹ – lassen sich die Resultate direkter Aktionen durchaus dafür nutzen, um über die bestehenden Verhältnisse hinauszudeuten. Ein Bekenner*innenschreiben, das die Beweggründe für die Tat erläutert, ein Video von befreiten Tieren, die erstmals das Sonnenlicht genießen können, oder die medienwirksame Blockade eines Schlachthofes: Das alles können Elemente sein, die das Neue schon antizipieren und es vorstellbar werden lassen, es skizzieren oder zumindest als Verneinung des Bestehenden konturieren.

Direkte Aktionen bzw. das, was ich darunter verstehe, sind aber kein Freifahrtschein für Gewalt: Meiner Meinung nach ist der Maßstab immer die Frage, inwieweit die Aktion sich mit dem verträgt, was mich zu ihr veranlasst. Wenn mich das mitempfundene Leid und Elend dazu treiben, davon betroffenes Leben zu retten, dann sollte das Mittel meiner Wahl keines sein, das seinerseits Leid und Elend erzeugt. Oder in anderen, insbesondere in anarchistischen Kreisen oft verwendeten Worten: Im Mittel sollte das Ziel erkennbar bleiben.

Zweite Säule: Präfiguration

In dem Kapitel »Zwischen Moralphilosophie und Konsumkritik« wird die Vorstellung problematisiert, der individuelle Lebensstil und das subjektive ethische Bewusstsein (allein) seien der Schlüssel zur gesellschaftlichen Transformation. Dass diese Problematisierung ihre Berechtigung hat, dafür spricht mitunter die Macht der objektiven Verhältnisse, in denen wir leben, und die Ungleichheit unserer individuellen Möglichkeiten, an ihnen etwas zu ändern. Dennoch ist es freilich nicht irrelevant, wie wir uns als Individuen verhalten. Gerade im Hinblick auf unser Verhalten gegenüber Tieren macht es natürlich einen Unterschied, ob eine Person Letztere als Lebensmittel oder Lebewesen, d.h. als Objekt oder Subjekt betrachtet. Die vorausgegangene Kritik der Konsumkritik sollte vor allem dazu dienen, die Systemfrage aufzuwerfen und eine materialistische Perspektive ins Spiel zu bringen; sie ist indes aber kein Plädoyer dafür, dass es egal wäre, was wir konsumieren und welchen Lebensstil wir pflegen. Wem eine andere Welt vorschwebt, der tut gut daran, sie im eigenen Verhalten vorwegzunehmen – wichtig scheint mir nur, dass wir in Anerkennung unterschiedlicher Voraussetzungen fehlertolerant gegenüber unseren Genoss*innen und uns selbst bleiben.

Besonders wertvoll im Sinne einer transformativen Absicht ist eine Vorwegnahme des Angestrebten dort, wo bereits eine Skalierung stattfindet und sich die gelebte Veränderung nicht aufs Individuum beschränkt. Damit meine ich kollektive Projekte, die im Idealfall sogar geöffnet sind für Menschen, die noch nicht Teil der Bewegung sind. Vegane Nachbarschaftscafés, in denen es neben

allgemeinem Austausch auch noch kostenlose Rechtsberatung, Hausaufgabenhilfe und ein Umsonstregal gibt, könnten zum Beispiel Orte sein, die ein solidarisches Zusammenleben erfahrbar machen und so Menschen in Kontakt mit emanzipatorischen Ideen bringen. Aber das ist natürlich nur ein Beispiel, und mir ist bewusst, wie herausfordernd die Installation und Aufrechterhaltung solcher Orte ist. Aber es gibt sie bereits, und je mehr es werden, desto besser. Vorstellbar ist, dass diese einzelnen Inseln der Solidarität und der Negation des Bestehenden sich vernetzen, sodass ein Geflecht des Neuen im Alten entsteht.

Diese Orte sind aber nicht allein wichtig, um das zu beginnen, was sich gesellschaftlich flächendeckend durchsetzen soll. Über diesen Aspekt hinaus sind diese Orte natürlich auch Schutzräume für die geschädigten Subjekte dieser lebensfeindlichen Gesellschaft. Sie dienen auch dazu zu regenerieren, zu entspannen, zu organisieren und Pläne zu schmieden. In diesem Sinne erfüllen sie eine Doppelrolle: Sie sind präfigurativ und experimentell, helfen uns aber gleichzeitig dabei, uns zurückzuziehen, zu regenerieren, Kraft zu tanken und neu anzugreifen.

Projekte solcher Art, d.h. Orte, die einen Gegenentwurf zur bestehenden Gesellschaft darstellen und jener dadurch ihre eigene Veränderbarkeit vor Augen führen, lassen sich auch verstehen als Vorbereitung auf das vielleicht Unvermeidbare: Angesichts der fortschreitenden Klimakatastrophe und der mit ihr einhergehenden Tendenz zur autoritären gesellschaftlichen Formierung ist längst nicht mehr pessimistisch, wer Schlimmstes erwartet. Es ist realistisch, davon auszugehen, dass in den kommenden Jahrzehnten große Umwälzungen statt-

finden, auf die es sich vorzubereiten gilt. Wenn es drauf ankommt, braucht es neben antiautoritären Angeboten auch die praktische Fähigkeit, dieselben umzusetzen. Das will erprobt sein, wenngleich – auch darauf wurde bereits aufmerksam gemacht – vieles erst im Veränderungsprozess selbst entstehen kann. Trotzdem ist es sicher sinnvoll, bestmöglich geschult in solidarischen Umgangsformen zu sein, sobald es ernst wird. Und auch Skills, die uns unabhängig machen von der industriellen Infrastruktur, sind absolut notwendig. Sie zu erlernen, ist jetzt die Zeit.

In der Hoffnung, mich mit Folgendem nicht der Prepper-Ideologie verdächtig zu machen, möchte ich doch auf den Wert der (relativen) Unabhängigkeit in Reproduktionsfragen aufmerksam machen. Natürlich ist damit nicht gemeint, sich kopflos mit irgendwelchen Gegenständen einzudecken und in einem selbstgebauten Bunker auf die Apokalypse zu warten. Aber sich Wissen darüber anzueignen, wie sich Boden kultivieren lässt, welche Wildpflanzen essbar sind und wie sich Trinkwasser reinigen lässt, scheint mir angesichts der Schatten, die eine in der Zerstörung begriffene Welt vorauswirft, nicht von Nachteil zu sein. Auch ein geschulter Orientierungssinn, die Fähigkeit zur Stromerzeugung oder medizinisches Grundwissen sind in diesem Zusammenhang zu nennen.

Als präfiguratives Projekt hinsichtlich unseres Umganges mit Tieren sind gewiss in erster Linie Lebenshöfe von Bedeutung: Zwar sind sie einerseits Symptom einer tierausbeutenden Gesellschaft, in der einige wenige Individuen das Glück haben, verschont zu bleiben, während ungezählte Artgenossen industriell ermordet werden – insofern sind sie eine Rebellion der Empathie in einer Welt der Grausamkeit. Ihr Wert als ein Ort, an dem die

Überlebenden >sein< dürfen, ohne eine über sich selbst hinausweisende Funktion zu haben, steckt andererseits aber gerade deshalb voller utopischer Energie. Abgesehen davon, dass es den Tieren ermöglicht wird, ein im Rahmen der objektiven Möglichkeiten arttypisches Leben jenseits der eigentlich für sie bestimmten Tierhölle zu führen, sind Lebenshöfe auf einer abstrakteren Ebene geradezu ein Fremdkörper in einer kapitalistisch organisierten Welt, in der alles Leben an Leistung und Wert bemessen wird.

Nicht nur sind die Tiere hier als das erlebbar, was ihnen die kapitalistische Produktion streitig machen wollte, d.h. in ihrer Individualität, eben als >Individuen<; vielmehr ist der Lebenshof eine Umgebung, dessen Zweckbestimmung er selbst ist. Er ist nicht Mittel zur Kapitalakkumulation und die auf dem Lebenshof lebenden Tiere sind keine Investitionen. Der Lebenshof ist weder Manufaktur noch Fabrik, er ist da als ein Hof des Lebens, nichts weiter.

Während Tiere in den endlosen Einrichtungen der Tierindustrie unter dem erwachsenen Blick bürgerlicher Subjekte nur als Ware erkannt werden, scheint es so, als entspränge der Lebenshof der unvoreingenommenen kindlichen Betrachtung. Adorno hält in seinem einhundertsechszehnten Aphorismus der *Minima Moralia* fest:

»Vollends beruht das Verhältnis der Kinder zu den Tieren darauf, daß die Utopie in jene sich verummmt, denen Marx es nicht einmal gönnt, daß sie als Arbeitende Mehrwert liefern. Indem die Tiere ohne den Menschen irgend erkennbare Aufgabe existieren, stellen sie als Ausdruck gleichsam den

eigenen Namen vor, das schlechterdings nicht Vertauschbare. Das macht sie den Kindern lieb und ihre Betrachtung selig. Ich bin ein Nashorn, bedeutet die Figur des Nashorns« (Adorno 1983:306).

Nun werden sich zugegebenermaßen nicht allzu viele Nashörner auf Lebenshöfen finden, aber darum geht es natürlich nicht. Was dieser Auszug aus dem Aphorismus *Kaufmannsladen* zum Ausdruck bringt, ist, was den Lebenshof als utopischen Ort auszeichnet: Hier dürfen Tiere sie selbst sein, für sich stehen und existieren nicht unter der Direktive, menschlichen Zwecken genügen zu müssen. Hierin ist das präfigurative Moment auszumachen: es ist die Freiheit vom Zwang der Verwertung. All das darf natürlich nicht darüber hinwegtäuschen, was es heißt, unter weiterhin kapitalistischen Bedingungen diese Oase des Anderen aufrechtzuerhalten. Menschen, die einen Lebenshof führen, wissen genau, mit welchen Anstrengungen es verbunden ist, einen Bruchteil Utopie aus dem kapitalistischen Ganzen zu schlagen. Das funktioniert nur über Aufopferung, Selbstausbeutung und mithilfe von Spenden, die nicht abreißen dürfen. Auch das gehört zur Wahrheit, aber so dürfte es beinahe allen Projekten ergehen, die versuchen, im Bestehenden das Bessere zu leben. Als ein Fix- und Fluchtpunkt der Utopie, als Futter für das verhungernde neoliberale Vorstellungsvermögen und als praktischer Erprobungsort sind diese Projekte aber unerlässlicher Teil der Transformation. Eine Einschränkung – oder besser Relativierung – gilt es dennoch zu machen: die Bewertung des Lebenshofes als utopischen Ort streicht neben der angesprochenen Anstrengung, die vonnöten ist, um ihn aufrecht zu erhal-

ten, auch heraus, dass die dort Zuflucht findenden Tiere weiter die Spuren ihrer eigentlichen Bestimmung tragen und damit zu kämpfen haben. Es handelt sich bei ihnen nicht im eigentlichen Sinne um ›freie‹ Lebewesen, sondern vielmehr um ›befreite‹. Nicht selten leiden die Individuen auch auf Lebenshöfen weiter unter den Eingriffen, die zuvor aus Gründen optimierter Verwertbarkeit an ihnen vorgenommen wurden. So zum Beispiel Mastputen, die ihr eigenes Gewicht irgendwann nicht mehr zu stemmen in der Lage sind und zusammenbrechen. Der Lebenshof kann hier nur Schadensbegrenzung leisten.

Dritte Säule: radikale Kritik

Die Trennung zwischen Theorie und Praxis existiert nicht. Sich Gedanken über die Welt zu machen, diese zu systematisieren und damit dann in die Agitation zu gehen, ist der Verbund von Beidem. Kritik sowohl an der öffentlichen Meinung als auch an der auf die Szene beschränkten Öffentlichkeit zu üben, ist Praxis, da wir die Probleme verstehen und bis zu einem gewissen Grad eine einheitliche Vorstellung von ihrer Beseitigung haben müssen. Die radikale Linke ist zu einem gesellschaftlichen Randphänomen geworden, das, vom Verfassungsschutz beäugt, keine ernsthafte Gefahr für den Status Quo darstellt. Nichtmenschliche Tiere werden darin überdies allzu häufig ignoriert. Die Tierbewegung verhält sich zum Großteil konformistisch gegenüber den kapitalistischen Produktionsverhältnissen – ihre Kritik beschränkt sich zu oft darauf, dass Tiere in ihr als Waren und Lebensmittel erscheinen. Kritik an den Verhältnissen als ›solche‹ bleibt meist aus.